

Die Last des jüngst Vergangenen (III)

Das Ende des Zweiten Weltkriegs in der österreichischen Literatur

HELMUT RIZY

Franz Theodor Csokors Befürchtung von 1933, wonach er Gefahr laufe, emigrieren zu müssen, „falls der braune Zauber auch bei uns einmal Fuß fassen sollte“,¹ wurde 1938 schlagende Wirklichkeit. Csokor flüchtete erst nach Polen, von dort nach Rumänien, weiter nach Jugoslawien und wurde schließlich 1943 von Partisanen auf einem Segelschiff nach Bari im befreiten Italien gebracht. Dort arbeitete er ab 1944 für die BBC und kehrte schließlich 1946 in britischer Uniform nach Österreich zurück. Diese Jahre spiegeln sich in seinem Werk in unterschiedlicher Form wider. So schrieb er die Tragödie „Der verlorene Sohn“, die 1946 im Burgtheater uraufgeführt wurde. Darin geht es um den jugoslawischen Partisanenkampf. 1947 erschienen seine Erinnerungen „Als Zivilist im Balkankrieg“ und 1955 „Auf fremden Straßen, 1938 – 1945“. Auf besondere Weise verarbeitete er aber die jüngste Vergangenheit im ebenfalls 1955 veröffentlichten historischen Roman „Der Schlüssel zum Abgrund“, den er im Untertitel „Roman einer Zeit“ nannte.

Csokor griff darin ein Thema wieder auf, das er schon 1933 in seinem Stück „Der tausendjährige Traum“ behandelt hatte: die Geschichte der Wiedertäufer in der deutschen Stadt Münster 1533 bis 1536. Der Theaterwissenschaftler Wolfgang Greisenegger meinte in seinem Beitrag zum Franz-Theodor-Csokor-Symposium 1994, der Autor habe wohl gefühlt, dass die Geschichte sein Drama überholt habe. Und er nannte den Roman einen Spiegel für die jüngst durchlittene Vergangenheit, etwa in der „unheilvollen Allianz von Ideologie und Kapital“.²

Eine deutliche Parallele zu dieser wird etwa in den Bücherverbrennungen deutlich, wenn es da heißt: „Durch das tödliche Schweigen zwischen den beiden quoll vom Markt herauf das Prasseln und Knistern der Flammen des Bücherbrandes, das zuweilen Gebrüll überschwemmte.“³ Gebrüll auch an anderer Stelle: „Eine Taufe! Ein Glaube! Ein König! wiederholten sie abgehackt, immer schneller und schneller, es klang wie ein Sturmruf. Ekel würgte ihn, Grauen.“⁴ Den Rektor Heinrich Graes, den hier das Grauen befällt, hätte dieses wohl auch

beim Skandieren von „Ein Volk, ein Reich, ein Führer“ befallen.

Csokor, der schon in den Jahren vor 1938 miterlebt hatte, welche üble politische Rolle eine ganze Reihe von Schriftstellerkolleginnen und -kollegen spielten, und der vor allem wegen seiner über die Jahre gezeigten antifaschistischen Haltung 1947 zum ersten Präsidenten des neugegründeten österreichischen PEN gewählt worden war, bringt deshalb auch immer wieder die Verantwortung von Autorinnen und Autoren zum Ausdruck. In einer Diskussion zwischen Dichtern in der Stadt Leyden, aus der ja der Wiedertäufer-König Jan Bockelson stammte, stellt einer von ihnen fest: „Nun, in diesem verlästerten Münster findet jedermann seinen Verleger, wenn er nur so dichtet und philosophiert, wie es in dem neuen Reich Zion verlangt wird. Und dir, Hubert, der du so vielen Herren schon dientest, dir fällt es gewiß nicht zu schwer, auch für die dort die passende Tonart zu treffen?“⁵ Und kurz darauf: „Verlocke uns nicht“, fiel ihm Lukas ins Wort; „weder von den Anabaptisten in Münster noch durch die Regentin in Brüssel lassen wir uns befehlen, was uns zu denken und schreiben beliebt!“ / „So wenig wie ich“, beteuerte Hubert, „meine Flugblätter, auf die du hinzielst, hat mir mein Herz in die Feder diktiert!“

Lukas' Lachen dröhnte: „Willem, hör dir das an! Herz – nennt der den Klingelbeutel aus Fleisch, mit dem er absammeln geht!“ Warnend hob er den Finger gegen den Erbosten: „Hubert, die Wahrheit bar auf den Tisch! Wieviel zahlte dir unser Synedrium aus? Neunundzwanzig Reichstaler, hoffe ich nur! Noch einer darüber wäre blasphemisch; soviel kostete unser Erlöser...“⁶

Mahnung

Auch den Lyriker Wilhelm Szabo beschäftigte dieses Thema. Deutlich auf den Kollegen Josef Weinheber gemünzt ist das Gedicht „An einen toten Dichter“, das er 1947 im Gedichtband „Das Unbefehligte“ veröffentlichte. Darin stellt er fest: *Er doch, bedürftiger Gumpelmann, Reifenspringer des Worts, Jokulator des Jahrmarkts, tauscht armseliges Gut, ihm lässig gereicht, gegen Ehre des Lieds.*

Er, ach, Tellerschlecker der Macht, er münzt um der Brosamen willen vom Tische der Hohen Zu Medaillen des Lobs das unveräußerliche, das Gold seiner Gabe.⁷

Wilhelm Szabo, 1901 in Wien geboren, wuchs bei kleinbäuerlichen Zieheltern im Waldviertel auf und lernte dort früh das ärmliche Leben vieler Dorfbewohner kennen. Er machte zuerst eine Lehre als Tischler, besuchte dann aber die Lehrerbildungsanstalt und wurde Lehrer im oberen Waldviertel. 1937 heiratete er Valerie Gans, Tochter einer angesehenen jüdischen Familie. 1939 wurde Szabo „aus politischen Gründen“ aus dem Schuldienst entlassen und arbeitete in der Folge als Holzfäller, als Organist im Stift Zwettl, in dem seine Gattin Schutz vor Verfolgung fand, sowie als Lektor beim Karl Alber Verlag in München. Erst nach der Befreiung Österreichs wurde er wieder als Lehrer eingestellt und war schließlich Schuldirektor in Weitra.

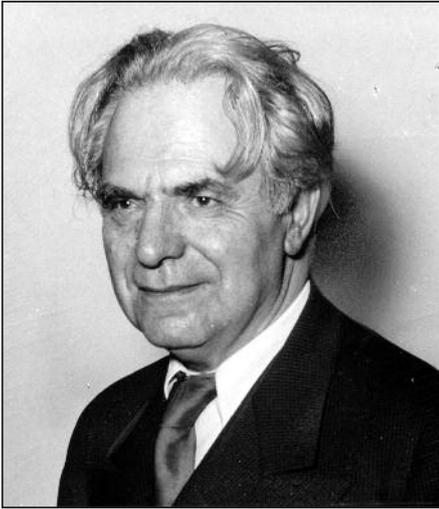
Szabo wurde gern als „Heimatchdichter“ bezeichnet, doch sah er die Heimat in einem ganz anderen Licht als jene, die sich unter dieser Bezeichnung sonnten. Da ist keine verklärte Idylle, schon gar kein Blut- und Boden-Geschwafel, vielmehr zeigt er deutlich die Widersprüche auf. Entscheidend ist für Szabo aber auch die Frage, wie sehr sich die Menschen im wiedererstandenen Österreich um die Aufarbeitung der jüngsten Vergangenheit herumdrückten:

Mahnung

Sprecht nicht von Wende, weil ihr die Embleme wechselt, weil ihr durch Gossen die entthronten Wappen schleift, und Umkehr meint nicht, weil man neu die Worte drechselt, die als sein Kleingeld rasch der Tag ergreift!

Nicht Aufbruch wird, nicht Beßrung schon geschehen, weil ihr die Farben eurer Fahnen tauscht, kein Wunder wirkt es und kein Auferstehen, daß auf dem Platz nicht mehr das Fest des Gegners rauscht.

Der Wechsel schafft euch um kaum an den Rändern.



Franz Theodor Csokor (1885–1969)

*Breit setzt sich Wahn an alten Wahnes Statt,
und schuldig bleibt ihr, klein euch dort zu
ändern,
wo Änderung ihren tiefen Ursprung hat.*

*Ging denn in einem nur von uns zur Rüste
der alte Adam, Dünkel, Habsucht, Neid?
Schon Wandel wärs. Und näher dämmerte
die Küste,
die unerreichbar ferne wahrer Mensch-
lichkeit.⁸*

Schweigen

Auch Hans Lebert verbrachte die Kriegsjahre nicht an der Front, obwohl er einen Einberufungsbefehl zur deutschen Wehrmacht erhalten hatte – diesen allerdings missachtete. 1941 deshalb wegen Wehrkraftersetzung angeklagt, entging er einer Verurteilung nur durch das Simulieren einer Nervenkrankheit. Aus der Nervenheilanstalt entlassen, zog er sich in die Villa im steirischen Trahütten zurück, in der schon sein Onkel Alban Berg seinerzeit die Oper „Wozzeck“ geschrieben hatte. Und dort unterstützte Lebert auch nach Möglichkeit steirische Widerstandskämpfer.

1919 in Wien geboren, fühlte er sich ursprünglich zum Sänger berufen, erhielt Gesangsbildung und spezialisierte sich auf die Tenor-Partien in Wagner-Opern. Als er 1950 seine Laufbahn als Sänger beendete, wandte er sich ganz dem Schreiben zu. Sieben Jahre arbeitete er an seinem Roman „Die Wolfshaut“, der dann 1960 veröffentlicht, sowohl von Ernst Fischer als auch von Heimito von Doderer hoch gelobt wurde, sonst aber hierorts wenig Beachtung fand. Erst in der DDR, wo dann der Roman 1962 erschien, erfuhr er mehrere Auflagen.

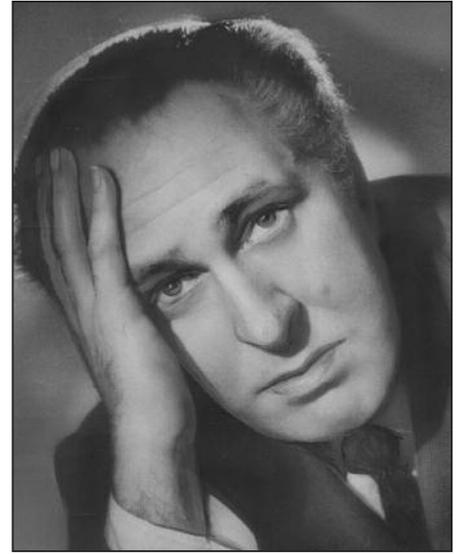
*„Den Krieg und seine verschiedenen
Folgen glaubten wir überstanden zu ha-
ben; im ganzen Lande ging es wieder*

*aufwärts, sogar eine Konjunktur bahnte
sich an; und wenn uns etwas quälte, so
war es höchstens schon wieder die Lan-
geweile, welche in Friedenszeiten hier-
orts daheim ist und wie ein graues un-
faßbares Gespenst zwischen den Häu-
sern und zwischen den Stacheldrahtzäu-
nen umgeht.“⁹*

So heißt es zu Beginn des Romans, doch die ländliche Idylle im Dorf mit dem bezeichnenden Namen Schweigen findet jäh ein Ende, als ein Heimkehrer, von allen der Matrose genannt, obwohl er als Steuermann zur See gefahren war, nachzuforschen beginnt, warum sich sein Vater erhängt hat. Das Dorf wird von einem ununterbrochenen Regen und danach von heftigen Schneefällen, zugleich aber auch von einer Reihe mysteriöser Mordfälle heimgesucht. Der Sägewerksmeister Johann Schreckenschlager, bald darauf selbst eines der Opfer, meint dazu in „Franz Binders Gast- und Fleischhauerei zur Traube“: „Die Toten haben Hunger. Man sollt' sie halt füttern.“¹⁰

Doch die Honoratioren des Orts, die kurz vor Ende des Kriegs an der Ermordung von „Fremdarbeitern“ beteiligt waren, sind nur zu sehr daran interessiert, dass die Greuel von gestern nicht hochkommen. Eine Schlüsselrolle fällt jedoch dem sein Leben lang unterdrückten Malletta zu, der nach seiner Rückkehr aus dem Krieg nun als Photograph arbeitet und angesichts einer Ballung von ihm gemachter Photographien grübelt: „Doch wenn Männer wie Ochsen und Frauen wie Kühe dreinschauen, dann stimmt mit diesen Leuten etwas nicht! ‚Verbrecher!‘ dachte er. ‚Lauter Verbrecher! – Diebe, Mörder, als harmloses Almvieh getarnt!‘“¹¹

Und dem Matrosen erzählt er schließlich, dass er im Krieg selbst mitgemacht habe, als ein ganzes Dorf ausgerottet wurde. „Sie waren uns nur im Weg. Also mußten sie erschossen werden.“ Mit den belastenden Folgen für ihn selbst: „Die Sache war dann rasch erledigt, und niemand hat sich darüber aufgeregt – auch ich nicht. Denn ich war genau die gleiche Null wie alle andern, und wir hatten schließlich nach Befehl gehandelt. – Aber die Örtlichkeit hatte ein unausstehliches Echo; der Widerhall der Schüsse ist auf uns zurückgesprungen, und Jahre später – als angeblich alles vorbei war – hab' ich ihn wiedererkannt – in irgendeinem Geräusch. Seither weiß ich, daß ich damals auf mich selbst geschossen habe und daß ich noch nicht reif war für das Henkerhandwerk. Und daß man von Natur aus mehr als eine Null ist, und daß es



Hans Lebert (1919–1993)

*an Selbstmord grenzt, sich als Null zu
verhalten.“¹²*

Und der Matrose grübelt über die artigen Diebe: „Die nur nach Gesetzen einander bestehlen! Den braven Leuten, die strammstehen, wenn man sie anschreit, und nur aus Gehorsam brennen und schänden und morden: Requiem!!!!“¹³

Mit seinem Roman „Die Wolfshaut“, der Schilderung der ländlichen Gesellschaft im Nachkriegs-Österreich, in der es kein Aufarbeiten der jüngsten Vergangenheit geben darf, schuf Hans Lebert wohl das erste und eines der eindringlichsten Werke, die später als Anti-Heimatromane bezeichnet wurden, wie etwa auch Gerhard Fritschs Roman „Fasching“ aus dem Jahr 1969.

Heldenerinnerungen

Frontenerfahrung aus eigenem Erleben hatte auch der 1892 in Seestadt (Böhmen) geborene Autor George Saiko keine. Das Nazi-Regime erließ über ihn 1939 Schreibverbot und setzte den promovierten Kunsthistoriker mit einer Dienstverpflichtung in die Albertina, wo er immerhin dafür sorgen konnte, den Kunstbestand vor Nazi-Räubern zu retten. Doch war es in den Jahren, da Saiko seine Erzählung „Die Badewanne“ schrieb, fast unumgänglich, an der Frontenerfahrung anderer zu partizipieren – im Wirtshaus am eigenen Stammtisch oder vom Tisch daneben. Auch vor Berg- hütten, wenn man um die Mittagszeit in der Sonne saß, kam man selbst als unerfahrener Jüngling nicht umhin, mit den wahren Helden vom Nebentisch nochmals gen Russland zu marschieren.

In Saikos Erzählung „Die Badewanne“ wird ein Amtsrat, der sich auf Genesungsurlaub in einer kleinen Pension zwischen Rax und Schneeberg befindet, am

Stammtisch des dazugehörigen Wirtshauses sowohl mit der Heldenerinnerung eines einstigen Leutnants als auch der Autorität, die er daraus noch immer zieht, konfrontiert. Als einer der anderen Stammtischbesucher meint: „Natürlich, Sie waren der einzige, der die Badewanne erobern konnte, der noch die Leute dazu hatte!“, bekommt er zu hören: „Lassen Sie die Badewanne! Sie tun genau so als hätte ich das da‘ – er fuhr sich mit der Linken an die Brustseite, fingerte ungefähr dort herum, wo das Eiserne Kreuz erster Klasse getragen wird – wegen der Badewanne bekommen. Hüten Sie sich! Sie wissen, mit wem Sie hier reden.“¹⁴

Der Leutnant befand sich, als er sich das Kreuz verdiente, mit seiner Kompanie auf dem Rückzug, neben einem Zug, der selbst nur langsam vorwärts kam. Der Adjutant eines Generals, der im Zug mit einer „kleinen, schwarzen Wendigen“ einen Waggon bewohnte, teilte dem Leutnant bei Gelegenheit mit, dass jener gern eine Badewanne in seinem Waggon hätte. Worauf sich der Leutnant bei jeder Gelegenheit auf die Suche nach einer passenden Badewanne machte. Bei einem dieser Plünderungszüge traf er jedoch mit seiner Kompanie in einem Gebäude auf dort versteckte Russen und es kam zum Kampf.

Dadurch entstand dann die neue Lesart: „Es war also nichts weiter als eine der üblichen Rückzugsschießereien gewesen, eine Kleinjagd auf ein Dutzend Plünderer, und hatte mit der Absicht die Wanne herbeizuschaffen, überhaupt nichts zu tun. (Obwohl die Leute sie völlig unvorhergesehen in etwas zu gewagtfestlicher Parodie daherbrachten, zwei trugen die Wanne an der durchgezogenen Stange und hinterher ging der Trompeter und blies den Hochzeitsmarsch.)“¹⁵ Aber auch: „Mehr als wahrscheinlich, daß der Leutnant auf dem Rückmarsch bereits an seinem Dienstbericht formulierte und unter denen, die er bei der Aushebung des Partisanenstes so herausstellte, daß sie fürs EK zweiter Klasse in Betracht kamen, waren zweifellos die beiden, die ihm die Wanne gebracht hatten.“¹⁶

Für George Saiko sind seiner Romantheorie vom „magischen Realismus“ zufolge die hinter der Wirklichkeit verborgenen psychischen Vorgänge von Bedeutung, hier der misslungene Versuch des Leutnants, sich mit dem über allem stehenden General zu identifizieren, um der Misere des Kriegsalltags auf dem Rückzug zu entgehen; und schließlich am Nachkriegs-Stammtisch die Allüren

eines militärischen Vorgesetzten hervorzukehren.

Im katholischen Glauben

„Man hatte mich aus meinem Beruf und meinem Lande davongejagt, und ich hatte mich in fremden Ländern ohne Mittel und ohne Beziehungen befunden und wurde von Ort zu Ort getrieben, wiederholt gefangengesetzt, sah Leute neben mir sterben und wurde bewußtlos in ein Sammellager gebracht, von dem aus man mich der Vernichtung zuführen wollte. Ich habe auch nachher, als ich durch nie völlig aufgeklärte Umstände freikam, keine Gelegenheit vermieden, mich in Gefahr zu bringen.“¹⁷ So schreibt Albert Drach in „Unsentimentale Reise“, einem Bericht, in dem er sein Alter ego Peter Kucku/Pierre Coucou all das erleben lässt, was er selbst während seines Exils in Südfrankreich erlebte und erlitt.

Der 1902 in Wien geborene Albert Drach studierte Rechtswissenschaften und führte nach 1926 ein Anwaltsbüro in Mödling, bis 1938 nach der Okkupation durch Nazi-Deutschland für jüdische Anwälte ein Berufsverbot erlassen wurde. Über Jugoslawien emigrierte er schließlich erst nach Paris und dann nach Südfrankreich. In Nizza schrieb er 1939 seinen ersten Roman „Das große Protokoll gegen Zwetschkenbaum“, mit dem er 1964 spät aber doch berühmt werden sollte. (1948 hatte sich Wiens kommunistischer Kulturstadtrat Viktor Matejka noch vergebens bemüht, den Roman beim Ullstein-Verlag unterzubringen.) Nach Kriegsbeginn wurde Albert Drach wiederholt als „unerwünschter Ausländer“ interniert: im September 1939 im Sammellager Fort Carré bei Antibes, im Oktober 1939 in Les Milles und nach dem Mai 1940 nochmals in Les Milles, wo er den Selbstmord Walter Hasenclevers miterleben musste.

Im September 1942 wurde Drach beim Versuch, seine Aufenthaltspapiere bei der Fremdenpolizei verlängern zu lassen, verhaftet und aufgrund der Judenstatute des Vichy-Regimes ins Lager von Rivesaltes verbracht, von wo Deportationszüge Richtung Auschwitz abgingen. In der „Unsentimentalen Reise“ liest sich das so: „Der Wagen fährt in eine Wüste ein, die mit einigen Reihen Stacheldraht eingefasst ist. Es ist das „Empfangszentrum von Rivesaltes“, wie man mir auf Anfrage Auskunft gibt. Hier werden bestimmungsgemäß alle Krematoriumsanwärter gesammelt, sondiert und dann exportiert.“¹⁸

Mit ganz wenigen entkam er diesem Schicksal und kehrte nach Nizza zurück.

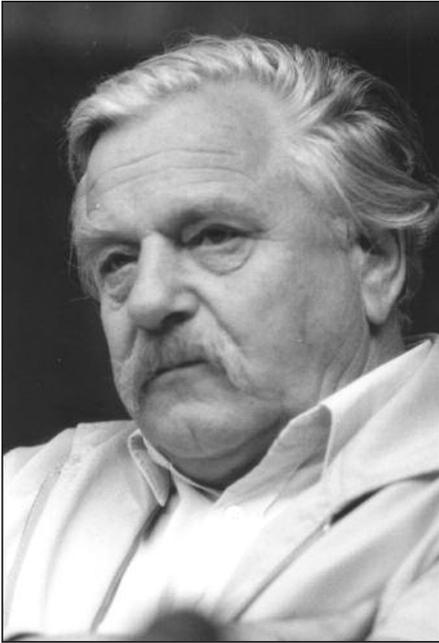


Albert Drach (1902–1995)

Drach verfügte schließlich über ein Papier des Vichy-Regimes, wonach er französischem Recht zufolge nicht als Jude angesehen werden durfte. Wie er dazu kam, beschrieb er selbst folgendermaßen: „Zeigen Sie Ihre Papiere!“ sagte Fräulein Félice von der Flüchtlingspolizei. Ich breitete aus, was ich in der Mappe hatte. Der Taufschein fehlte. Doch hatte ich bei einer Polizeikontrolle meinen Heimatschein vergessen oder verloren, und meine Mutter hatte mir 1939 einen neuen besorgt. Auf dem stand schon I.K.G. Das sollte vermutlich heißen: ‚Israelitische Kultusgemeinde‘. Doch übersetzte ich es mit ‚Im katholischen Glauben‘.“¹⁹

Das Papier war keineswegs ein Garant gegen Verfolgung, vor allem nach dem November 1942, als deutsche Truppen auch die „freie“ Zone Frankreichs besetzten. Da konnte dann auch folgendes vorkommen: „Etwas weiter kommt ein Soldat mit österreichischem Antlitz. Sein Maul ist wie ein Kübel geformt, nur schwimmen darin einige Zahnstummel. Als er mich sieht, schreit er: ‚Jud! Jud!‘ Es klingt wie ein Gruß aus der Heimat. Da macht sich in mir das Fernweh immer stärker bemerkbar.“²⁰

Noch bevor Drach 1948 endgültig nach Österreich zurückkehrte, schrieb er die erste Fassung seiner „Unsentimentalen Reise“, die er dann in den Jahren 1957 bis 1962 überarbeitete. Als der Roman 1966 erstmals erschien, stieß er weitgehend auf Unverständnis, nicht nur des Sarkasmus wegen, der zwangsläufig aus der nicht enden wollenden Verfolgung hatte erwachsen müssen: „Außerdem frage ich mich längst nicht mehr, wovon ich am morgigen Tage leben werde. Wichtig ist, bis morgen zu leben, das andere findet sich leichter als das Leben



Franz Kain (1922–1997)

an sich.²¹ Erst die Neuveröffentlichung 1988 fand schließlich die gebührende Anerkennung – auch durch die Verleihung des Georg-Büchner-Preises an Drach im selben Jahr.

Von Schuld verfolgt

Etwas merkwürdig ist die Form, in der Alexander Lernet-Holenia die jüngste Vergangenheit in seinen Roman „Der Graf Luna“ einfließen lässt, der 1955 erstmals erschien und 1981 in die Reihe „Die phantastischen Romane“ des Paul Zsolnay Verlags aufgenommen wurde. Alexander Jessiersky, ein Unternehmer adliger Abstammung wird darin von der Vorstellung verfolgt, ein Graf Luna würde sich nunmehr, nach dem Ende der Nazi-Herrschaft dafür rächen, dass er durch seine Schuld ins KZ eingeliefert worden sei. Die Direktoren seines Unternehmens hatten von Luna Grundstücke erwerben wollen und sich, als dieser sie nicht verkaufte, bei den Nazi-Behörden beschwert.

„Doch begann die Geheime Staatspolizei, sich jetzt erst recht mit dem Monarchismus Lunas zu befassen, konfiszierte nicht nur den Kaufpreis für die Grundstücke, sondern auch sein übriges Vermögen, und schickte ihn in das Zwangsarbeitslager Mauthausen.“²²

Lernet-Holenia verwendet später für das Außenlager Ebensee doch die Bezeichnung Konzentrationslager. Dorthin wird Luna nämlich verlegt, wobei Lernet-Holenia erkennen lässt, dass er sich mit Genealogie wohl besser auskannte als mit Geologie.

„Im Juni 1944 erfuhr Jessiersky, daß Luna an das Lager Ebensee abgegeben worden sei. Dort förderte man Salz auf

eine Weise, die für diejenigen, welche es zu fördern hatten, höchst unbehaglich war; und die Verluste unter den Zwangsarbeitern waren hoch.“²³

In Ebensee wurde nie Salz gefördert; die KZ-Häftlinge mussten dort unter mörderischen Bedingungen Stollen für die Nazi-Rüstungsindustrie in den Berg graben. Jessierskys Hoffnung/Befürchtung, Luna könnte die Haft im KZ überlebt haben, scheint jedenfalls gering. Bemerkenswert ist, dass Lernet-Holenia in diesem Zusammenhang damalige Lügenversionen bezüglich der KZs anspricht: „Das geht zu weit!“ schrie Jessiersky. „Oder wollen sie wirklich behaupten, nicht die Deutschen, sondern die sogenannten Befreier hätten die ungeheuren Haufen verhungelter Leichen geliefert, die überall abgebildet waren! Leider sind sie jetzt nirgends mehr abgebildet, aber Menschen wie Sie, Herr Millemoth, würden es rechtfertigen, wenn uns diese Scheußlichkeiten noch immer wöchentlich mindestens einmal in allen Zeitungen vor Augen geführt würden!“

„Ich meine ja nur“, versuchte Millemoth einzuwenden, „daß die Alliierten, durch ihr Vorrücken, es den Deutschen unmöglich gemacht hatten, die Lager entsprechend zu verpflegen.“²⁴

„Der Graf Luna“ gehört wohl nicht zu den gelungensten Romanen des 1897 geborenen Autors, der früh von Hofmannsthal und Rilke gefördert wurde, und später gelegentlich stolz betonte, er habe an zwei Weltkriegen als Offizier teilgenommen. Für den ersten meldete er sich freiwillig 1915, im Jahr seiner Matura. Für den zweiten wurde er 1939 eingezogen und in den Polenfeldzug geschickt. Dort wurde er allerdings schon am zweiten Tag an der Hand verwundet, aber es genügte, um ihm Stoff für einen Roman zu liefern. „Mars im Widder“ erschien 1940/41 als Fortsetzungsroman in der Berliner Frauenzeitschrift *Die Dame*. Die Auslieferung der bereits gedruckten Buchausgabe wurde jedoch von Goebbels Propagandaministerium verhindert. Im Roman war nämlich keine Rede davon, dass dem deutschen Angriff Provokationen von Seiten Polens vorausgegangen wären, demnach nicht „zurückgeschossen“ wurde.

Sein Roman „Jo und der Herr zu Pferde“ war schon 1933 auf die Schwarze Liste als „für nationalsozialistisches Publikum untragbar“ gesetzt worden. Dennoch wurde Lernet-Holenia, der nie mehr an die Front zurückkehrte, 1941 Leiter der Entwicklungsabteilung in der Heeresfilmstelle Berlin, wo er immerhin die Idee für den überaus erfolgreichen Zarah-

Leander-Film „Die große Liebe“ lieferte.

1954 wurde Lernet-Holenia Mitherausgeber der von der CIA finanzierten, von Friedrich Torberg geleiteten und dem Kalten Krieg verpflichteten Zeitschrift *Forum*. Insofern ist es interessant, was er im Roman „Der Graf Luna“, der ja im darauffolgenden Jahr erschien, über die US-Besatzungsmacht in Österreich schrieb: „Zwar waren ihnen die kontinentalen Verhältnisse ganz unbekannt; mit nachtwanderischer Sicherheit aber fischten sie die von ihnen bis hin bekämpften sogenannten faschistischen Elemente der Bevölkerung heraus, warfen ihren Verdacht auf die sogenannten nichtfaschistischen und begannen, von den sogenannten Faschisten in Handel und Wandel unterstützt, ja geradezu im Verhältnis einer gewissen Abhängigkeit von ihnen, eine Stellung gegen den bisherigen sogenannten Verbündeten im Osten aufzubauen. Auf diesem ihrem Wege war der Kampf gegen das sogenannte Dritte Reich in der Tat nur etwas vorübergehend Überschätztes gewesen.“²⁵

Ein höflicher Henker

Franz Kain wurde 1922 geboren, vier Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, der zu dieser Zeit allen noch im Gedächtnis war. Und er war gerade erst 17 Jahre, als der Zweite Weltkrieg begann. Mit 14 Jahren wurde er, als Mitglied des illegalen Kommunistischen Jugendverbands (KJV), erstmals verhaftet und wegen „Verstoßen gegen das Staatsschutzgesetz“ zu zwei Monaten strengem Arrest verurteilt. Als die Hitlertruppen 1938 in Österreich einmarschierten, arbeitete er als Holzknecht und war immer noch im KJV, aber auch in der illegalen Kommunistischen Partei aktiv. Im Frühjahr 1941 wurde er erneut verhaftet und diesmal wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ durch das Bestreben „die Ostmark vom Reich loszureißen“ zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. Die Zuchthausstrafe wurde allerdings 1942 in eine Einberufung in die Strafddivision 999 umgewandelt, mit der er erst in Belgien und Frankreich im Einsatz war, um schließlich nach Tunesien verlegt zu werden, wo Kain im April 1943 in US-amerikanische Kriegsgefangenschaft geriet.

„Mit diesem biographischen und politischen Hintergrund ist es naheliegend, dass auch Franz Kains literarischer Zugang zum Thema Krieg, und vor allem zum Thema Zweiter Weltkrieg, ein sehr spezieller ist. Es ist ein Zugang vom Widerstand und vom Antifaschismus her,“ stellt dazu Judith Gruber-Rizy in

ihrem Essay „Franz Kain und der Krieg“ fest. Und: „Er betrachtet dabei die gesamte Zeit des Nationalsozialismus in Österreich, in allen Bereichen, und – sogar noch weiter – auch die Vorgeschichte der NS-Zeit. Die Februar-Ereignisse des Jahres 1934 in Österreich gehören da für ihn ebenfalls dazu.“²⁶

Kain hat sich aus sehr unterschiedlichen Blickwinkeln dem Thema Krieg und Faschismus genähert: Im stark autobiographischen Roman „Der Föhn bricht ein“ (1962) sowie in den Erzählungen, die insbesondere in den Bänden „Die Lawine“ (1959) und „Der Weg zum Ödensee“ (1973) vereint sind, wobei er die in letzterem als „Geschichten“ bezeichnet und dazu in den Nachbemerkungen erklärt: „Die Geschichte mit Hilfe von Geschichten zu beleuchten, die im Schatten ihrer Zäsuren wachsen, ist ein Akt nationaler Selbstkritik.“²⁷

Ein ganz besonderer Blickwinkel ist der in der titelgebenden Geschichte, in der Kain erzählerisch den Leiter des Reichssicherheitshauptamtes des Nazi-Regimes, Ernst Kaltenbrunner, auf dessen Flucht ins Tote Gebirge begleitet, wo dieser glaubt, nur ein paar Wochen überdauern zu müssen, bevor er in ein bürgerliches Leben zurückkehren könne. Kain, der bei Gelegenheit meinte, er habe wohl 20 Jahre über die Geschichte nachgedacht, bevor er sie aufgeschrieben habe, zeigt darin einerseits den Charakter von „des Führers Polizeihauptmann“ auf, andererseits aber auch, dass dessen Zukunftsplanung nicht ganz abwegig war: „Dieser SS-Obergruppenführer Kaltenbrunner ist typisch österreichisch mitsamt seinem Versuch, nach dem Weg zum Ödensee wie nach einer langen Bergfahrt in die bürgerliche Idylle zurückzukehren, als ob nichts geschehen sei. Ein Ungeheuer mit polierter Oberfläche, ein höflicher Henker. Daß es nur eine relativ kurze Zeitspanne war, in der mit den Henkern abgerechnet wurde und die ihn von der Erfüllung seiner Heimkehrwünsche getrennt hat, rechtfertigt keineswegs den Optimismus, der Weg ins Tote Gebirge der Geschichte sei durch gewaltige Lawinenstürze ‚von selbst‘ verschüttet worden, für immerwährende Zeiten.“²⁸

In der Schilderung von Kaltenbrunners Charakter heißt es da: „Er ist nicht als ein Desperado zur Bewegung gestoßen, sondern als ein hochgebildeter Mann mit gediegenem Traditionsbewußtsein und einer soliden Karriere vor sich.“²⁹ Und: „Der höchste Beamte der Sicherheit ist ein korrekter Diener des Rechtes. Das

Recht aber macht nicht er, er hat sich lediglich daran zu halten.“³⁰ Jedoch auch: „Aber er kann darauf hinweisen, daß er persönlich das Grab von Jakob Wassermann geschont hat und sich keine Freunde gemacht hat damit.“³¹

Dass sich Kaltenbrunner ausgerechnet ins Tote Gebirge flüchtet, das auch das Rückzugsgebiet der Widerstandskämpfer im Salzkammergut ist, wovon Kain zuvor in der Geschichte „Der Ochsenraub“ schon erzählt hat, kann dieser hier nicht unberücksichtigt lassen, wenn er den Flüchtigen überlegen lässt: „Das Tote Gebirge ist zwar ein Partisanengebiet alten Stils. Ein Wilderer kennt sich dort besser aus als ein Jäger, denn er hat von jung auf lernen müssen, dessen Pfade zu beobachten und selber andere zu gehen. Und Wilderer waren sie allesamt, die da über Spanien, Dachau und andere Anstalten ins Tote Gebirge heimgekehrt waren.“³²

Aber es ist dann ausgerechnet der Jäger, der nicht nur den SS-Obergruppenführer zum Ödensee – in Wirklichkeit war es der Wildensee – führt, sondern auch die US-Militärs, die Kaltenbrunner verhaften und zum Kriegsverbrecherprozess nach Nürnberg bringen, wo er zum Tod verurteilt wird.

Verrat an wem?

„Was denn, was denn? Daß ich bei den Amis war? Daß ich eine Brücke ausgeliefert habe? Daß ich dadurch den Deutschen ihren Krieg um einige Tage vermässelt habe, wie die Preußen sagen? Daß ich mit einer rotweißroten Fahne an der Spitze der Dritten Armee mit der Kampfgruppe b einmarschiert bin und gedolmetscht habe zwischen Amis und Widerstandskämpfern? Daß ich Patriot bin? Na und? Na und was denn?“³³ So erwidert Josef Hochberg seiner Jugendliebten Johanna Lazek in Karl Wiesingers Roman „Der Verräter und der Patriot“, als diese ihn einen Verräter nennt.

Der Autor lässt es das Werk eines Linzer Soldaten sein, dass der deutsche Versuch, die Ludendorff-Brücke bei Remagen zu sprengen, missglückte, und somit die US-Truppen hier über den Rhein vorrücken konnten. Hochberg tut es einerseits im Gedenken an den Tod seines Vaters, der von Nazis ermordet wurde, andererseits im Wunsch, Österreich wiedererstehen zu lassen. Mit seiner Tat stößt er aber auf wenig Anerkennung. Selbst bei seiner Mutter nicht, als er ihr heimkehrt davon erzählt: „Sie sah ihn erschrocken an. Es paßte nicht in das grundlegende Weltbild dieser Frau, die mit einem grundehrlichen österreichischen



Karl Wiesinger (1923–1991)

Polizeibeamten verheiratet gewesen war, daß auch Verrat zum Kampf gehört.“³⁴

Andere konnten es sich dagegen schnell richten, wie etwa der Vater der Jugendliebe: „Das Fraternisierungsverbot war kaum aufgehoben, hatte Herr Lazek schon Geschäfte mit den Siegern und Besatzern angebahnt. Patton hatte recht. Was immer obenauf schwamm, waren der Dreck und seine Kreaturen.“³⁵

Der Makel liegt eben allein bei Hochberg: „Mit der Anstellung bei Papa wird es natürlich nichts. Du kennst ihn ja. Ich würde mich vielleicht mit solchen Narreteien abfinden, aber Papa nie. Dazu hat er zuviel Charakter.“

Hochberg lächelte höhnisch an ihr vorbei.

„Charakter nennt man das? Heimwehrmann, illegaler Nazi, Ritterkreuzträger nach drei Wochen Krieg, dann in die Schweiz abgehauen, quasi in Staatsauftrag, und jetzt Ami-Kollaborant?“

„Du kannst Papa nicht beleidigen. Er ist schließlich Geschäftsmann.“³⁶

„Der Verräter und der Patriot“ erschien erst vier Jahre nach Karl Wiesingers Tod. Der Verleger Franz Steinmaßl, der zuvor die beiden Romane „Der Wolf“ und „Max Maetz: Weilling Land und Leute“ wieder herausgebracht hatte, drängte Wiesinger zu Veränderungen in diesem zuvor noch nicht veröffentlichten Roman. Währenddessen verstarb jedoch der Autor und der Verleger kürzte das Manuskript dann eigenmächtig.

Karl Wiesingers Leben war letztlich vom Krieg geprägt. 1941 wurde er – 18-jährig – zur Wehrmacht eingezogen und kam bald darauf in Finnland zum Einsatz. Dort erlitt er einen Lungensteckschuss, dessen Folgen ihn sein Leben lang belasteten. Dass er immerhin 68 Jahre alt wurde, war allerdings einem unerwarteten Freispruch zuzuschreiben, in



Arthur West (1922–2000)

einem Prozess, in dem ihm ein Todesurteil gedroht hatte. Hieß es doch in der Anklage des NS-Feldgerichts: „Die Beschuldigten hörten in ihrer Truppenunterkunft in Nordfinnland planmäßig englische sowie russische Sender und riefen ihre Kameraden hinzu, wobei sie diese zum Mithören veranlaßten. Bei diesen und anderen Gelegenheiten äußerten sie, der Krieg sei aussichtslos, die Zustände in England und Rußland seien weit besser als die Lebensverhältnisse im Reich, der Führer sei ein Wahnsinniger und Verbrecher, der das deutsche Volk mutwillig in den Krieg getrieben habe, die Organisationen der Partei seien mißratene Einrichtungen, deren Angehörige Idioten. Ferner erklärten sie, bei sich bietender Gelegenheit wollten sie zum Feind überlaufen. Auf diese Weise beeinträchtigten sie mit Vorbedacht den Wehrwillen ihrer Kameraden.“ Beim Berufungsverfahren, das die Staatsanwaltschaft anstrebte, wurde Wiesinger dann doch zu acht Monaten Haft verurteilt – „nach dem Krieg zu verbüßen“.³⁷

Begeisterung für den Frieden

„Wer, wie wir den Krieg erlebt hat, begnügt sich allzu leicht damit, den Frieden lediglich als des Krieges Gegenteil, als Nicht-Krieg zu sehen. Ich aber will, daß wir nicht aus Angst, sondern aus Begeisterung um den Frieden ringen, um die Große Selbstverständlichkeit des Menschen, des Menschseins, die nicht Bewahrung des Heute, sondern Erschließung des Morgen ist.“³⁸

So schreibt Arthur West im Vorwort zu seinem ersten eigenen Gedichtband „Die Große Selbstverständlichkeit – Ly-

rische Suite“, der 1955 in Wien erschien. Alleiniges Thema der Suite: der Frieden.

West's erste Gedichte waren 1943 in der Anthologie „Mut. Gedichte junger Österreicher!“ noch unter dem Namen Arthur Rosenthal im Verlag „Jugend voran“ in London erschienen. Der 1922 in Wien geborene Autor war gleich nach dem Einmarsch der Hitlertruppen in Österreich wegen seiner jüdischen Herkunft vom Schulunterricht relegiert worden. Im Jänner 1939 erhielt er als einziger seiner Familie eine Ausreisegenehmigung nach England. Seiner Mutter gelang die Flucht nach Jugoslawien, wo sie sich später Titos Partisanenarmee anschloss.

West arbeitete in England als Hilfsarbeiter bevor er 1940 wie andere österreichische und deutsche Emigranten auch als „feindlicher Ausländer“ (enemy alien) interniert und nach Australien verschickt wurde. Im Jahr darauf durfte er nach England zurückkehren, arbeitete erst als Zuschneider in einer Gürtelfabrik, dann als Metallarbeiter und engagierte sich in der Jugendorganisation der österreichischen Emigranten in Großbritannien „Young Austria in Great Britain“. 1942 schloss er sich dem Kommunistischen Jugendverband an und wirkte im „Free Austrian Movement“, dem überparteilichen Zusammenschluss aller antifaschistischen Gruppierungen, die für ein freies Österreich eintraten. In seinen ersten literarischen Schritten wurde er von Theodor Kramer und Erich Fried bestärkt. Fried war auch sein Trauzeuge, als er 1943 Edith West heiratete. Noch im selben Jahr meldete sich Arthur West als Freiwilliger, um als Soldat der britischen Armee gegen den Hitlerfaschismus zu kämpfen; und er war schließlich Mitglied einer Einheit, die bei der Landung in der Normandie zum Einsatz kam.

Als er 1946 nach Wien zurückkehrte, hatte er den Faschismus und insbesondere auch den Krieg anschaulich am eigenen Leib erlebt, sodass sein starker Wunsch, Menschen für den Frieden zu begeistern, den er eben nicht nur als Fehlen von Krieg, sondern vielmehr als Voraussetzung für eine positive Entwicklung der Gesellschaft sah, nur allzu verständlich wird. So heißt es denn auch im Gedicht „Ich bin ein Mensch“ aus seinem ersten Gedichtband: „Oh, daß wir die großen Selbstverständlichkeiten / nur nennen, wenn sie bedroht sind! / Daß wir Menschen sagen und Frieden sagen nicht in / bedingungslosem Erfülltsein, / wie man ich sagt und du sagt und ich liebe dich. / Daß wir nicht Menschen sagen ohne das Wissen: es gibt / die Entmenschung; / und

den Frieden nicht nennen / ohne das Wissen: es droht ihm / der Krieg.“³⁹

Der Bombengräber

In seinem Roman „Zeitzünder“ beschreibt der 1923 geborene Otto Horn drei aufeinanderfolgende Lebensabschnitte, die für ihn prägend wurden. Da ist zum einen die Zeit als Bombengräber: Horn, damals Mitglied der Katholischen Jugend, war mit dem Einmarsch Hitlers völlig unvermutet zum „Mischling ersten Grades und zum Staatsbürger zweiter Klasse“ geworden. Nicht würdig zum Dienst mit der Waffe nahm er so vom ersten Tag an am Widerstandskampf gegen das Nazi-Regime teil, bis 1941 noch in der Katholischen Jugend, dann im Kommunistischen Jugendverband, mit dem er durch den Widerstand in Verbindung gekommen war. So entstand die *Mischlingsliga – Wien* (MLW), die als Kultur- und Freizeitorganisation getarnt sowohl bedrohten Juden, Halbjuden und „Fremdarbeitern“ Hilfe leistete, aber auch Widerstand organisierte – bis sie im Februar 1944 durch Verrat aufflog und 21 Mitglieder verhaftet wurden. Otto Horn wurde zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt.

Als er davon hörte, dass es für Häftlinge die Möglichkeit gab, sich zu einem Sprengkommando zu melden, das Blindgänger aber auch Bomben mit Zeitzünder entschärfen musste, zog er wie andere auch die gefährliche Tätigkeit in Wien der Haft im bayrischen Straubing vor. Später wird er in einem Interview erzählen: „Wohin wir kamen, die Hausbesorgerin oder andere Frauen und Männer haben für uns Lebensmittel und Zigaretten gesammelt. Wir waren stadtbekannt als die ‚Bombengräber‘ (meistens mußten die Bomben zuerst aus großer Tiefe ausgegraben und dann entschärft werden). Die Wiener wußten, daß wir politische Häftlinge sind und daß wir kommen, um ihr Heim und ihr Hab und Gut zu retten.“⁴⁰

Im Roman „Zeitzünder“, an dem er seit den 50er Jahren arbeitete und den er 1969 fertigstellte, schildert er aber auch deutlich die Bedingungen dieser Tätigkeit: „Nein, ein Dreckloch, und der gebildete Mensch trägt einen Anzug aus Fetzen und Schuhe mit Holzsohlen. Und gräbt eine Bombe aus. Und das ist überhaupt kein Mensch, nur ein zitterndes Stück Angst. Und dann vielleicht nur noch ein Stück Fetzen. Der einzige Gedanke ist, wie bleibt das Stück ganz.“⁴¹

Da war aber nicht nur die Angst ums eigene Leben, sondern auch die um das der Freunde und Genossen sowie weiter-

hin die vor Verrat, da die Aufenthalte außerhalb des Gefängnisses nicht nur zur Tätigkeit im Sprengkommando genutzt wurden. Als die Sowjetarmee sich Wien näherte, kamen Otto Horn und andere politische Gefangene mit einer „Frei-Fuß-Beurlaubung wegen Kriegsnotstands“ frei, womit der zweite hier erzählte Lebensabschnitt begann.

Im 17. Wiener Gemeindebezirk, Hernals, ging Otto Horn wenige Stunden nach der Freilassung daran, mit einer Gruppe von Mitkämpfern und Antifaschisten die Volkssturmeinheit im Kreishaus der NSDAP zu entwaffnen und das Haus zu besetzen. So entstand in den westlichen Bezirken Wiens ein „Österreichisches Freiheitsbataillon“, das erfolgreich weitere deutsche Soldaten entwaffnete und schließlich die befreiten Gebiete der Roten Armee kampfflos übergeben konnte.

Damit verbunden war dann aber auch, für die Sicherheit und die Verpflegung der Bevölkerung zu sorgen, Strukturen für den Wiederaufbau zu schaffen. Einer der Protagonisten im Roman wird später erklären: *„Du hast diese Zeit nicht miterlebt. Im Frühjahr 1945 ist nicht nur das Großdeutsche Reich zerfallen. Alles zerbröckelte in kleine überschaubare Gebiete. Der Bezirk triumphierte. Er wurde zum Motor des Lebens. Wer seine Grenze überschritt, geriet in eine andere Maschine. Selbst ein Wagen, den man in den Nachbarbezirk schickte, kehrte selten zurück.“*⁴²

Der Aufbruchswille endet allerdings bald: *„Nach und nach sind überall die geeichten Überdauerer, die gesinnungslosen Immerdabeigewesenen auf die Posten jener getreten, die im Augenblick des schmachlichsten Zusammenbruchs der Weltgeschichte aus Kerkern und Konzentrationslagern unrasiert und ungewaschen die verlassenen Amtsräume übernahmen“*, zitiert Horn im Roman einen Artikel des Chefredakteurs der Zeitschrift *Tagebuch*.⁴³

Und damit beginnt der dritte Bereich, um den es dem Autor in seinem Roman ging: Der KPÖ war mit der Befreiung eine große Rolle zugefallen, die zu erfüllen von der Parteiführung divergierende Wege eingeschlagen wurden, da sie selbst ideologisch gespalten war.

„Die Wahrheit ist, daß in dieser Partei zwei Konzepte gegeneinander kämpften, ein revolutionäres und ein reformistisches, daß es also zwei Parteien waren“,⁴⁴ heißt es im Roman.

Den beiden Konzepten geht Horn in zwei Erzählsträngen mit zwei Hauptfiguren nach, wobei er klar dem „revolu-

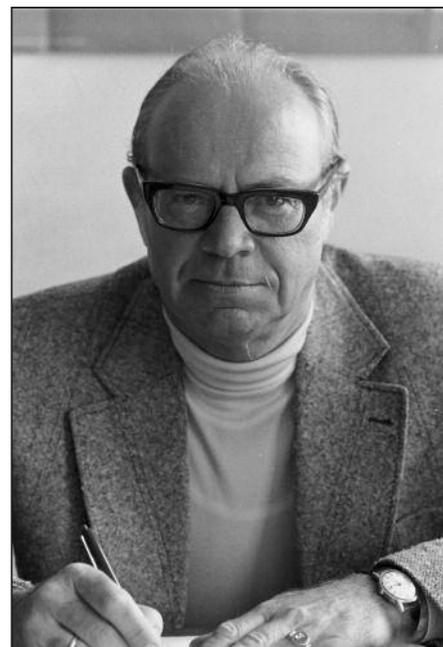
tionären“ Max Münichreiter gegenüber dem „reformistischen“ Herbert Weiser den Vorzug gibt; auch wenn er wusste, welchen Weg Österreich einschlagen würde und manche Wunschvorstellungen nur allzu rasch von der Realität überholt wurden: *„Ein stiller Arbeiter, der fast noch nie gesprochen hatte, schlug mit der Faust auf den Tisch: ‚Bei uns in Leoben greift keine Kommandantur ein. Unsere Partisanen haben sich selber Respekt verschafft. Sie ruhen sich freilich nicht auf den Lorbeeren aus. Zuerst haben die Leute gelacht, als wir sagten, in Donawitz werden die Hochöfen wieder brennen. Dann haben sie mit angepackt. Man spricht davon, daß die rote Armee abzieht und daß zu uns die Engländer kommen. Aber das sage ich euch, die Fabrik geben wir den Kapitalisten niemals zurück.“*⁴⁵

Verdrängt, vergriffen, vergessen

In der deutschen Literaturgeschichte hat sich der durchaus abwertend gemeinte Begriff der „Trümmerliteratur“ eingebürgert. Gemeint ist damit jene Literatur, die nach dem Zweiten Weltkrieg Faschismus und Krieg thematisierte, sich nicht dem Hehren und Schönen widmete, was mitunter maßgebliche Kritiker und Literaturwissenschaftler von dieser erwarteten und erwarten. Wolfgang Borchert, Heinrich Böll, Alfred Andersch, Paul Celan und viele andere fielen in diese Kategorie.

So kann man etwa lesen, Heimito von Doderers Roman „Die Strudelhofstiege oder Melzer und die Tiefe der Jahre“ habe, als er 1951 erschien, deshalb so großen Anklang gefunden, weil er sich von der herrschenden „Trümmerliteratur“ abgehoben habe. Doderer, NSDAP-Mitglied seit 1933, war während des Kriegs hauptsächlich in der Etappe eingesetzt gewesen, wodurch es ihm möglich gewesen war, mit der Arbeit am Roman zu beginnen. Später nannte er den Nationalsozialismus lediglich einen „barbarischen Irrtum“.

Heinrich Böll schrieb in seinem „Bekenntnis zur Trümmerliteratur“: „Wir schrieben also vom Krieg, von der Heimkehr und dem, was wir im Krieg gesehen hatten und bei der Heimkehr vorfanden: von Trümmern; das ergab drei Schlagwörter, die der jungen Literatur angehängt wurden: Kriegs-, Heimkehrer- und Trümmerliteratur.“ Und er meinte mit dem Hinweis, dass Homer ja auch vom Trojanischen Krieg, der Zerstörung Trojas und der Heimkehr des Odysseus geschrieben habe: „[...] wir haben kei-



Otto Horn (1923–1991)

nen Grund, uns dieser Bezeichnung zu schämen.“⁴⁶

Umgekehrt haben österreichische Literaturwissenschaftler die Frage gestellt, ob es denn hierzulande ebenfalls eine „Trümmerliteratur“ gegeben habe. Durch die hier angeführten Werke von Autorinnen und Autoren, die Faschismus, Krieg und Vertreibung am eigenen Leib erlebt haben (von einer Vollständigkeit kann keinesfalls die Rede sein) wird die Frage eindeutig bejaht. Dieses Segment der österreichischen Literatur wurde nur weitgehend verdrängt. Denn sie kollidierte von vornherein mit den Erwartungen der damaligen Zeit. Im obengenannten Vortrag meinte der Theaterwissenschaftler Wolfgang Greisenegger, Csokors Roman „Der Schlüssel zum Abgrund“ hätte sich bestens für eine Verfilmung geeignet; es sei jedoch nicht dazu gekommen, da der Roman die „Ruhe des Wiederaufbaus“ gestört habe.⁴⁷ Der damals gängige Heimatfilm passte da besser hinein.

Viele der genannten Werke sind längst vergriffen und dem Vergessen anheimgefallen, manches wurde nach Jahrzehnten wiederentdeckt, neu aufgelegt, vielleicht sogar mit späten Ehren bedeckt. Es waren aber vor allem kleine Verlage, die sich hier verdient gemacht haben und wenigstens Teile jener Literatur, in der Autorinnen und Autoren als Zeitzeugen in den frühen Nachkriegsjahren das jüngst Vergangene aufarbeiteten, wieder zugänglich machten.

Anmerkungen:

1/ Siehe Teil I der Serie (Nr. 2/2015).

2/ Wolfgang Greisenegger: In einem Reich, das

aus Menschen gebaut wird... Vortrag am 11.2.1994, in: www.mediathek.at [1.12.2015].

3/ Franz Theodor Csokor: Der Schlüssel zum Abgrund. Roman einer Zeit. Hamburg, Wien 1955, S. 167.

4/ Ebd., S. 238f.

5/ Ebd., S. 296.

6/ Ebd., S. 298.

7/ Wilhelm Szabo: Das Unbefehligte, Gedichte. Wien 1947, S. 32.

8/ Ebd., S. 44.

9/ Hans Lebert: Die Wolfshaut. Wien, Zürich 1991, S. 8f.

10/ Ebd., S. 56.

11/ Ebd., S. 138.

12/ Ebd., S. 559.

13/ Ebd., S. 425.

14/ George Saiko: Der Opferblock. Erzählungen. Wien 1962, S. 94.

15/ Ebd., S. 144f.

16/ Ebd., S. 145.

17/ Albert Drach: Unsentimentale Reise, Ein Bericht. Wien 2005, S. 223f.

18/ Ebd., S. 54.

19/ Ebd., S. 26.

20/ Ebd., S. 150.

21/ Ebd., S. 236.

22/ Alexander Lernet-Holenia: Der Graf Luna. Wien, Hamburg 1981, S. 39.

23/ Ebd., S. 57.

24/ Ebd., S. 77f.

25/ Ebd., S. 60.

26/ Raimund Bahr (Hg.): Kain und Zand, Eine Heimat – zwei Leben. Wien, St. Wolfgang 2010, S. 62.

27/ Franz Kain: Der Weg zum Ödensee. Geschichten. Wien 1973. S. 204.

28/ Ebd., S. 201.

29/ Ebd., S. 187.

30/ Ebd., S. 184.

31/ Ebd., S. 184.

32/ Ebd., S. 178f.

33/ Karl Wiesinger: Der Verräter und der Patriot. Von der Einsamkeit des Widerstandes. Grünbach 1995, S. 121.

34/ Ebd., S. 90.

35/ Ebd., S. 103.

36/ Ebd., S. 122.

37/ Siehe auch: Helmut Rzy: Karl Wiesinger (1923–1991), in: *Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft*, 19. Jg. (2012), Nr. 1, S. 13–14.

38/ Arthur West: Die Große Selbstverständlichkeit, Lyrische Suite. Wien 1955, S. 5.

39/ Ebd., S. 11.

40/ Ein „Bombengräber“ gibt zu Protokoll, in: *Volksstimme*, 23.5.1982.

41/ Otto Horn: Zeitzünder. Wien 1972, S. 31.

42/ Ebd., S. 83.

43/ Ebd., S. 208.

44/ Ebd., S. 238.

45/ Ebd., S. 124.

46/ Heinrich Böll: Werke. Essayistische Schriften und Reden I. Köln 1979, S. 31–34.

47/ Greisenegger: Reich (wie Anm. 2).

Das Zimmerwald-Symposium in Bern

Unter dem Titel „Die internationale Bewegung der Arbeiter und Arbeiterinnen gegen den Krieg“ fand am 4./5. September 2015 im Volkshaus Bern anlässlich des 100. Jahrestages der Zimmerwalder Konferenz eine große wissenschaftliche Tagung statt. Veranstalter war die Robert-Grimm-Gesellschaft, unterstützt von der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz, dem Schweizer Gewerkschaftsbund, der Rosa-Luxemburg-Stiftung (Berlin) und der Marx-Engels-Stiftung (Wuppertal). In einem dicht gedrängten Programm mit 17 Referaten und einer Podiumsdiskussion behandelte man sowohl die Zimmerwalder Bewegung im Ersten Weltkrieg als auch aktuelle Fragen der Friedenspolitik und der Perspektiven der sozialistischen Linken in Europa. Einen der Vorträge über die „Auswirkungen der Konferenzen von Zimmerwald und Kiental auf die österreichische Arbeiterbewegung“ hielt der Verfasser dieses Berichts.

In politischer Hinsicht war das Symposium von Standpunkten dominiert, die einst in Zimmerwald die sozialdemokratisch-zentristische Mehrheit rund um Robert Grimm vertreten hatte. Die von der Marx-Engels-Stiftung nominierten Delegierten (Hermann Kopp, Anne Polikeit, Hans Hautmann) betonten demgegenüber die Rolle der um Lenin gescharten Zimmerwalder Linken, deren Strategie sich in den europäischen Klassenkämpfen der Jahre 1917/18/19 bewahrheitete. Zum Ausdruck kamen die beiden Sichtweisen in der Debatte um ein von den Veranstaltern unterbreitetes Papier, das sich – etwas präntiös – „Zweites Zimmerwalder Manifest“ nannte und den TeilnehmerInnen als Schlusserklärung vorgeschlagen wurde. Es stieß wegen seiner Tendenz, Begriffe wie „Kapitalismus“ und „Imperialismus“ zu vermeiden und unter „Friedenspolitik heute“ auch so genannte „humanitäre Interventionen“ zu subsumieren, auf Widerspruch. Man zog deswegen den Entwurf zurück und beendete die Konferenz ohne gemeinsamen Aufruf.

Interessante Eindrücke vermittelte die Podiumsdiskussion zum Thema „Die internationale Bewegung der Arbeiter und Arbeiterinnen für den Frieden, heute und morgen“ mit Teil-

nehmerInnen aus Deutschland, Spanien, Russland, Frankreich und der Schweiz, unter ihnen als prominenter Gast Gregor Gysi. In vielen Fragen wurde sehr unterschiedlich argumentiert, man war sich aber letztlich darin einig, dass die missliche Lage, in der sich die Linkskräfte derzeit befinden, nicht allein als Ausfluss widriger Zeitumstände betrachtet werden kann, sondern zu einem guten Teil auch selbst verschuldet ist.

Frappant war die Tatsache, dass mehrere Schweizer Historiker (Mar-



Die Pension Schenk, Tagungsort der „Zimmerwalder Konferenz“

kus Bürgi, Bernard Degen, Adrian Zimmermann, Jakob Tanner), die Referate zu Zimmerwald und zur Schweiz im Ersten Weltkrieg hielten, aus Universitätsinstituten kamen, die sich nach wie vor dezidiert mit der Geschichte der Arbeiterbewegung beschäftigen, etwas, das in Österreich auf akademischem Boden längst der Vergangenheit angehört und man nur neiderfüllt registrieren kann.

Nach dem Ende des Symposiums wurden die TeilnehmerInnen zu einer Exkursion nach Zimmerwald eingeladen, wo der Bürgermeister einen Empfang („Apéro“) gab und die Stätten der Verhandlungen von 1915 besichtigt werden konnten. Der Ort hat seinen ganz und gar dörflichen Charakter bis heute bewahrt und ist politisch tief konservativ gefärbt. So lange noch die Sowjetunion und die kommunistische Weltbewegung existierten, in deren Erinnerungskultur Zimmerwald einen hohen Rang einnahm, wiesen die Bürgermeister jegliche Initiative zurück, dort Gedenkveranstaltungen abzuhalten, um nicht in den Geruch der Ehrung eines Revolutionärs wie Lenin zu kommen. 2015 hatte man keine Berührungsangst mehr, was auch viel über die heutige Situation aussagt.

HANS HAUTMANN